

**DANKESREDE Hans Platzgumer,
OTTO GRÜNMANDL PREIS , IBK 3.10.22**

Sehr verehrtes Publikum.

Ich bin gebeten worden, im Namen aller PreisträgerInnen eine Dankesrede zu halten. Nun kann ich krankheitsbedingt nicht anwesend sein, aber meine Verlagslektorin, Bettina Wörgötter, ist so lieb, meine Rede vorzutragen. Hierfür gleich ein erster Dank.

Ich spreche sicherlich im Namen aller heute Preisgekrönten, wenn ich mich bei der Jury, dem Kulturbeirat der Tiroler Landesregierung, für die, wie ich meine, vorzügliche Wahl bedanke. Unser Dank gehört der gesamten Kulturabteilung des Landes Tirol für ihr Engagement und die Arbeit, die sie mit dem Kunstschaffen im Lande hat, zuoberst natürlich Kulturlandesrätin Dr. Beate Palfrader.

Ich persönlich möchte mich für den Support bedanken, den ich von meinen Verlagen erhalte. Das waren zu Beginn ja zwei Innsbrucker Verleger: Georg Hasibeder von Skarabaeus, wo 2004 mein Debüt erschien, und Bernd Schuchter von Limbus, der mein Frühwerk betreute. Seit 2016 bin ich bei Zsolnay/Hanser. Ich bedanke mich bei allen im Verlag Tätigen für ihre unermüdliche Leidenschaft und Liebe, mit der sie sich für die Literatur einsetzen.

Mein Dank gilt auch den lokalen Literaturveranstalter*innen, die so wichtige Impulse setzen, sowie den Buchhändler*innen. Zuletzt gebührt mein spezieller Dank auch jenen, die mir bei Recherchearbeiten behilflich sind, unter anderen dem Psychotherapeuten Walter Gressenberger, meinem Cousin, dem Strafverteidiger Adolph Platzgummer, meiner Ärztin Frau Dr. Stuckenberg oder dem heute hier ebenfalls ausgezeichneten Künstler Peter Sandbichler.

Als vor einem halben Jahr der Anruf der Tiroler Landesregierung kam, wollte ich mich aus einem Reflex heraus am Handy zuerst verleugnen. Nein, Herr Platzgumer sei gerade nicht da, setzte ich an zu sagen, weil ich annahm, es handelte sich um eine Strafe oder Übertretung, die ich mir zuschulden hatte kommen lassen. Erst nach ein paar Minuten verstand ich, dass es eine gute Nachricht war, die übermittelt wurde. Diesen Automatismus abzulegen, mit dem ich seit meiner Jugend auf behördliche Mitteilungen reagiere, fällt mir offensichtlich schwer. Insofern hat dieser Literaturpreis für mich eine therapeutische Wirkung. Auch dafür, dass Sie, liebe Landesregierung, solche in mir festsitzenden Klischees und Urängste aufbrechen, will ich mich herzlich bedanken.

Vielleicht ist es meinen Kolleg*innen ähnlich ergangen? Mein bereits erwähnter, alter Freund und Weggefährte Peter Sandbichler, auf dessen Arbeit in meinem Künstlerroman *Bogners Abgang* übrigens kurz angespielt wird, er meinte jedenfalls, er wolle nichts sagen, nichts erklären, nur seine Kunst für sich sprechen lassen. Ich als „Mann der Worte“ soll die Danksagung übernehmen.

Mann der Worte, ja, notgedrungen ist ein Autor das. Und doch muss er um die Worte ringen, wie jeder und jede Künstler*in um ihr Werk zu ringen hat. *Ich ziehe die Worte wie aus der leeren Luft*, hielt Franz Kafka in seinem Tagebuch fest. *Ist eines gewonnen, dann ist eben nur dieses eine da und alle Arbeit fängt von vorne an*. Auch für ihn, der zu Lebzeiten wenig veröffentlichte und verkaufte und sich als gescheiterte Existenz begriff, er, der heute als meist gelesener deutschsprachiger Autor gilt, selbst für diesen großen Ausnahmekünstler war das Kunstschaffen ein unaufhörlicher Kampf. 100 Jahre nach Kafka verstehe ich sein Hadern nur allzu gut, und meinen Kolleg*innen wird es ähnlich gehen. Das Kunstschaffen ist ein so frustrierende wie betörende Tätigkeit. Augenblicke wie heute, in denen man sich feiern lassen kann, sind die große Ausnahme. Der Normalzustand ist ein wüster innerer Kampf, ein permanenter Wechsel des Aufschiebens und Sich-Aufraffens, eine ständige Angst vor der Leere, die in uns lauert. Kunstschaffen ist ein dauerndes Suchen und Niemals-Genügen. Es lebt von der Imperfektion, von Irritation. So wie es kein perfektes Kunstwerk gibt, gibt es auch kein bestes. Es gibt nur das Streben danach, eine Sehnsucht, die nie erfüllt wird. All unsere Werke sind bloß Zwischenergebnisse, Wegmarkierungen auf einem Weg, der idealerweise niemals ankommt, also nirgendwo aufhört, von wo aus wir ihn nur wieder zurückgehen könnten, denn Stagnation und Reproduktion bedeuten das Ende des kreativen Schaffens. Der Weg der künstlerischen Produktion ist sein Ziel, und ich möchte allen danken, die uns auf diesem meist steinigen Weg begleiten.

In dem halben Jahrhundert, seit mein Weg begonnen hat, bin ich so etwas wie der klassische Zweite. Schon als Schüler bei den Kinderskirennen oben auf der Seegrube oder in der Axamer Lizum wurde ich stets Zweiter, selten schlechter, nie besser. Dieser Fluch, oder besser: Diese Gnade des ewigen Zweiten zieht sich durch meine Karriere. Ich werde für etwas nominiert, lande in einer engeren Auswahl, und dann geht das Leben weiter. Als Kind war ich jähzorniger und ärgerte mich, wenn ich den Pott nicht holte. Inzwischen aber habe ich verstanden, dass es aus künstlerischer Sicht kein Gewinnen und Verlieren gibt, ja dass es besser ist, knapp *nicht* anstatt *zu* gewinnen. Zweiter zu werden, holt die Träume nicht in die

Realität herüber, wo sie zerplatzen, sondern hält sie am Leben. Und die Kunst lebt von Träumen, Visionen, Utopien. Anders als der Leistungssport kann Kunst nicht als Wettbewerb verstanden werden. Sie ist nur bedingt beurteilbar und schon gar nicht messbar. Auch ihre in Coronazeiten oft diskutierte Systemrelevanz kann nur unzulänglich beziffert werden. Gesellschaftspolitisch gesehen aber ist die Kunst unverzichtbar, denn sie macht den fortwährenden Tumult unserer Welt sinnlich begreifbar. Kunst rollt unsere Meinungsfreiheiten vor uns aus, sie kommentiert unsere Errungenschaften und Versäumnisse, sie hievt unsere Lernprozesse, unser Denken, unsere Erfahrungen auf eine Ebene, von der aus es uns leichter fällt, uns selbst zu betrachten. Dadurch, dass sie abstrahiert, konkretisiert sie. Das zutiefst Menschliche macht Kunst verständlich, nachvollziehbar, emotional erlebbar. Sie weckt unser Mitgefühl, das in vielen anderen Bereichen droht, verloren zu gehen, und indem sie uns den Boden unter den Füßen wegzieht, lässt sie uns sehen, was wir vorher vielleicht nicht wahrhaben wollten. Öffentliche Kunst hält unsere Gesellschaft zusammen, deshalb habe ich sie kürzlich in einem Essay als *Bindemittel* bezeichnet. Per Definition verbinden Bindemittel *Stoffe, indem sie diese aufnehmen, anlagern, zusammenhalten, vernetzen*. Genau das ist die Rolle der Kunst in der Gesellschaft. Mein Dank gebührt all jenen, die sich für den Erhalt von Kunst und Kultur in all ihrer Vielfalt einsetzen. Feiern wir heute nicht die einzelnen Preisträger*innen, sondern die Sparten der Kunst an sich, feiern wir die Literatur, die Musik, die Bildende und die Darstellende Kunst. Seien wir dankbar, dass es sie gibt. Dies heute ist ein Fest der Kultur. Ich freue mich, ein Teil davon zu sein – wenn auch nicht physisch anwesend. Herzlichen Dank.
